

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-339625](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339625)

zweifelt gegen die Stallwand. Er stürzte hinaus, lief in die Stube zu den Seinen. »Ich bleib hier! Lieber sollen sie mir das Herz gleich ausreißen!«

»Sei vernünftig, Vater, wir sind ja nicht allein«, entgegnete Heiri ruhig.

Die Bäuerin forderte ihren Mann auf, ein sauberes Kleid anzuziehen; das Sonntagskleid sei auch schon verpackt.

Der Bauer stieg brummend hinauf in die Schlafkammer und kleidete sich um. Heiri ging schweren Schrittes hinüber in den Stall. Es liess sich nicht mehr länger hinausschieben: er, der Erbe des Steinbachhofes, musste jetzt wie der stumpfsinnigste Knecht die Tiere losbinden und den Stall offen lassen, damit sie, weiss Gott wo, umherirren könnten, vielleicht diese Nacht noch, vielleicht erst morgen früh, wenn die Euter zum Platzen geschwollen und die Kühe brüllen würden vor Schmerz. Heiri war kein Flucher, aber was er in diesen scheusslichen Minuten zusammendamerte, hätte die hohe Obrigkeit nicht hören dürfen.

Und nun war es soweit. Schon hatten sich die Familien vor dem Rathaus versammelt; die Wagen und Karren standen fahrbereit vor den Höfen. Gendar-

men liefen mit wichtigen Mienen herum. Der Exodus konnte beginnen. Der unheilschwangere Tag neigte sich dem Ende zu, als der Zug der Evakuierten — gestern noch tatkräftige Bauern, heute Obdachlose — sich in Bewegung setzte.

Koffer, Bündel, eine Matratze und Kissen waren auf dem Götzschen Leiterwagen aufgeschichtet worden. Ganz oben sassen der Steinbachbauer mit verbissener Miene und seine in Tränen aufgelöste Frau. Heiri und Elisabeth hatten vorne Platz genommen, dicht nebeneinander. Sie schauten nicht zurück; ihre Jugend war stärker als die Ereignisse. Träumerisch blickte Elisabeth zu den dunkelblauen Vogesenbergen hinüber.

»Schau doch, wie die Sonne schön untergeht«, sagte sie zu Heiri.

»Ja, ich freue mich schon auf den Tag, wo wir sie wieder über dem Schwarzwald aufgehen sehen werden.«

Beide hingen ihren Gedanken nach. Zutiefst in ihrem Herzen trugen sie den Glauben an die Ewigkeit der Heimat, an die Zukunft. Und dieser Glaube ward ein Jahr später — als deutsche Soldaten im deutschen Land am Oberrhein standen — glückhafte Erfüllung.

Neuigkeiten



Wenn Frauen beieinander steh'n
Und sich gar viel erzählen
Von Lieb' und Leid, vom Weltgescheh'n,
Von Sorgen, die sie quälen,

Dann schlägt die Turmuhr keine Zeit,
Es drängt auch keine Eile,
Die enge Welt wird plötzlich weit,
Als ob sie sich verteile.

Minuten schwinden wie im Flug
Und werden zu Sekunden,
Zerpflückt wird alles Zug um Zug
Für gut und schlecht empfunden.

„Jetzt aber Schluss, nun lasst uns geh'n,
Sonst muss man uns vertreiben.“
Man sieht sie zwar noch lange steh'n —
So wird es immer bleiben.

Die Butterblume

Von Karl Burkert

Wahrhaftig, mitunter begegnet einem auch mitten in der Großstadt noch so etwas wie ein Märchen. Aber Glück muss man haben. Und sehen muss man es. Das Sehenlernen ist bei solchen Dingen die Hauptsache. Und wie wäre das nun gewesen? Nun, die Geschichte ist rasch berichtet.

Ich laufe da gestern so eine lange und breite Pflasterstrasse entlang, unfroh, unfrohm, vom Verkehrslärm fast erschlagen, und wirklich gar nichts Schönes, gar nichts Poetisches, zum allerwenigsten etwas Heiliges trage ich in meinem Sinn. Wie denn auch in einer solchen Umwelt? Zu meiner Rechten klappern, klirren, rattern, rasen, tuten unaufhörlich Fahrzeuge aller Art. Zu meiner Linken eine ödweilige, schier endlose Fabrikmauer, die mir auch gar nichts zu sagen, zu schenken hat. Unter meinen Schuhen der ewige Asphalt.

Plötzlich steh' ich und staune. Ein Märchen glänzt vor mir auf, kein Zweifel, ein richtiges Märchen! Eine Butterblume, goldstrahlend, bei meiner Schuhspitze. Gerade dort, wo die Senkrechte der Mauer auf die Wagrechte des Gehsteiges trifft, hat sie sich eingenistet. Kaum möglich, sich so was auszudenken. Mehr denn dreihundert Meter lang habe ich nichts gesehen, nichts gedacht, nichts gefühlt, als nur diesen unabwendbaren, unerbittlichen rechten Winkel; ganz eckig bin ich im Inwendigen davon geworden — und mit einem diese unverhoffte, süsse, kleine Blume. Unglaublich, phantastisch, geradezu mystisch kommt sie mir vor. Einfach unerklärlich, unerhört ist ihr Dasein. Kein Krümchen Erdreich, wo sie wächst, wo ihr Würzlein saugen könnte. Nur Stein und Stein. Und doch ist sie vorhanden. Ueber alle Vorbedingungen des Lebens scheint sie zu spotten. Dem Schicksal, das ihr beschieden, scheint sie mitten ins Gesicht zu lachen. Ein Rätsel, ein fast unlösbares Rätsel, dieser Anblick!

Aber das ist nicht alles! Eine Biene schnurrt auf einmal herbei, eine ganz kleine, junge, dumme Biene. Zart ist sie wie ein Hauch. Noch nicht drei Tage mag sie alt sein. Aber sie ist da. Weiss Gott, woher geflogen. Und nun fusst sie auf der wundervollen, dukatengelben Blü-

tensonne. Glänzt mit ihrem goldbraunen Leibe. Surrt mit ihren seidigen Flügeln. Tutet ganz leise. Und doch so laut, dass man all den Krach der unfriedigen, unseligen Großstadtwelt darüber vergessen kann. Wühlt in trunkener Verzückung im tiefen Goldhorst der Blume.

Ich hab in meinem Leben Butterblumen gesehen — oh, wie viele, wie viele! Die Wiesen voll, die Raine längs, an Grabenrändern, auf Fabrikdächern, um Zäune herum, zwischen Schienenschwellen, bei Scherben und Schutt, und an allen möglichen und unmöglichen Orten. Aber ich hab noch keine Butterblume gesehen wie diese! Mir war, als sei plötzlich Gott zu mir getreten. Der Wiesen- und Waldgott. Der Gott der Wolken, Ströme und Berge. Der Gott alles Lebendigen. Der Gott aller Freuden und Geheimnisse. Mitten in all der Unnatur, Unfriedigkeit, Unvernunft und Skepsis schaute er mir ganz tief in die Augen. Und ganz leise und heilig sprach er: »Wisse, ich bin noch da!«

Lächelnde Wahrheiten

Man kann es nicht allen recht machen, gut; aber das ist noch lange kein Grund, es niemand recht zu machen.

*

Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung — der anderen.

*

Was ich weiss, macht mich nicht heiss — aber es lässt mich auch nicht kühl.

*

Hochmut kommt vor dem dritten Fall — wenigstens grammatikalisch betrachtet.

*

Irren ist menschlich — aber seine Irrtümer einsehen, ist beinahe übermenschlich.

*

Wer langsam fährt, kommt — meistens auf den Hund.

*

Wer einmal lügt (und mit Erfolg), versucht es immer wieder.

*

Wer A sagt, muss auch C, D und E sagen. So billig wie im Sprichwort kommt er nicht davon.

Richard Drews.

ihrem goldbraun
 en seidigen Flüg
 d doch so last t
 der unruhigen t
 darüber verwe
 der Verrückung
 Blume.
 n Leben Bitten
 wie viele, wie te
 eine längs, an G
 rdächern, an B
 Schlemmerbed
 outt, und an al
 lichen Orten. B
 utterblume ge
 sei plötzlich G
 Wiesen- und W
 ölken, Ströme
 Lebendigen. I
 und Geheimn
 annatur, Unfrü
 Skepsis schart
 Augen. Und p
 er: »Wisse, ich)

ahrheiten
 len recht mach
 ange kein Gr
 chen.
 der erste Sch
 deren.
 mich nicht be
 ch nicht kühl
 dem dritten B
 alisch betrach
 - aber seine P
 he übermens
 nmt - meiste
 mit Erfolg), w
 C, D und E
 wort kommt
 chard Drens



(Zeichnung: Luise Albrecht-Hoff.)

Butterblume (Hahnenfuß)

Geschehnis im Elsass

Von Friedrich Roth

Vor uns über dem Rhein, auf einer Insel zwischen dem grossen mütterlichen Strom und dem Kanal jenseits, lagen vier neue schmucke Häuschen in angemessener Entfernung nebeneinander. Sie mussten wohl die Heimstätten von Angestellten des mächtigen Kraftwerkes, das mit deutschem Gelde von den Franzosen erbaut war, gewesen sein; nun waren sie von ihren zivilen Bewohnern geräumt, und lehmbraune Poilus gingen aus und ein. Es drängte mich nunmehr, nach Beendigung des französischen Krieges, jene damals ferne, in ihrer Unerreichbarkeit irgendwie unwirkliche andere Seite kennenzulernen, und ich fuhr eines Morgens mit dem Nachen über das Wasser.

Zunächst einmal drehte ich mich, auf dem linken Ufer angekommen, nach dem eben verlassenen um. So also sah unsere Stellung, in der wir Wochen und Monate lang lagen, von hier aus! Wie hatten wir Sorge getragen, dass zum Beispiel jene Artilleriebeobachtung dort, die wir bauten, nicht vom Feinde zu erkennen sei. Es war uns gelungen, das stellt sich jetzt heraus, und man lächelt befriedigt.

Ich gehe also auf dem mir durch das Scherenfernrohr wohlbekanntem Wege hin. Kein Franzose mehr weit und breit. Die Tatsache überwältigt mich und ist mir ein Zeichen, wie in der Welt in kurzer Frist ein gigantischer schicksalhafter Umbruch sich vollziehen kann: die Franzosen, wie wir sie als unsere Gegner hier oft genug sahen, sind jetzt drüben über dem Rhein; ich sah sie heute morgen — als Gefangene.

Ich trete nun in den Garten, der eines der Häuschen umgibt. Sieht es nicht aus, als ob hier bereits wieder Leute wohnten! In der Tat, da öffnet sich ein Fenster und ein Frauengesicht erscheint, gross, wohlgebildet, überflogen von gesunder Röte. Die Augen blicken freundlich, wenn schon sich in ihnen eine seltsame Schmerzlichkeit verhalten zeigt.

Ich rede die Frau an. Sie spricht das reine Elsässerdeutsch. Ich will eine bestimmte Auskunft haben, die sie nicht geben kann. Sie ruft mit traulicher Stimme ihren Mann heran aus der Tiefe des Zimmers. Es ist ein junger, starker Mann.

Wir gehen ein Stück miteinander. Ich sage ihm, dass ich von dort drüben jeden Tag hier herübergeschaut habe. Das

mutet ihn an, dass ich einer von den Soldaten war, die seiner Heimstätte gegenüberlagen, während er mit den Seinen fort war, ein ganzes Jahr lang. Er erzählt mir. Soldat war auch er, nicht unmittelbar an der Front, auf Kommando. »Ganz hat man den elsässischen Boches doch nicht getraut. Ja, es war bitter«, sagt er. »Bitterer noch als wir wieder heimkamen und die Verwüstung im Hause sahen.« Höchstens ein paar Gewehrschüsse sind an dem Hause zu sehen; aber die Franzosen haben alle Möbel zerschlagen, hatten den Unrat fusshoch aufgehäuft in den Zimmern, haben das Dach verkommen lassen, so dass der Regen bis in die unteren Räume durchdrang.

Wir treten in ein Zimmer ein; notdürftig ist es ausgebessert, aber die Nässe liegt dicht auf den Wänden. Eine Wiege steht mitten in dem Raum. »Das ist unser Jüngstes!« sagt er.

Ich schlage das Schleierchen zurück. Ein entzückendes Kind schläft. Ein Bübchen. Und nun erzählt er mir die Geschichte von dessen Geburt. Die Frau ist hinzutreten und bestätigt still und dankbar dem deutschen Fremden und Anteilnehmenden gegenüber das Geschehen.

Es ist so: Am zweiten Tage nach der französischen Kriegserklärung wurde sie evakuiert. Sie kam mit anderen in einen Ort unweit von Tann im Oberelsass. Sie befand sich bereits in gesegneten Umständen. Der Mann hat einen Posten in der Nähe, er versucht ihn mit allen Mitteln festzuhalten; denn er hat keine Lust, gegen die deutschen Stammesgenossen zu kämpfen. Es kommt der 10. Mai heran. Und dann jene Junitage, wo in kühnem Ansturm die Bresche in die oberrheinischen Befestigungen der Maginotlinie geschlagen wurde. Unvergleichliches Heldentum deutscher Infanterie und Pioniere!

»Man hat uns gesagt«, bemerkt die Frau, »dass das Elsass bereits hinten und vorn von den deutschen Truppen abgeriegelt sei. Ich dachte, wenn es nur schnell geht mit den Kämpfen. Denn ich fühlte meine Stunde nahen.«

Die Frau war im Keller eines Hauses, als der Lärm der Schlacht näherrückte. Ein französisches Räumkommando, dem offensichtlich die heillose Angst im Nacken sass, holte die Schutzsuchenden heraus und wies sie in ein anderes Gebäude. Da lag nun das Weib und spürte seine Wehen.

Niemand mehr war bei ihm. Ein alter Mann, ja, aus dem Dorfe.

Und das Kind wurde geboren. Aber die Frau wurde sehr schwach. Kein Wunder, da niemand Kundiges, keine Amme zugegen war. Der Alte hatte vorbeieilenden Poilus zugerufen, sie sollten mit einer Tragbahre kommen, die Frau müsse zu einem Arzt gebracht werden. Ja, Tragbahre! Niemand liess sich mehr sehen.



(Zeichnung: Heckmann.)

»Ich trete nun in den Garten, der eines der Häuschen umgibt«

Was kümmerten sich diese französischen Kavaliere, diese Troubadours, um ein kreisendes Weib, wenn es ihnen selbst ans Leben ging!

Die leidende junge Mutter hielt sich denn dem Tode nahe. Aber sie wollte nicht sterben in diesem fremden, unheimlichen Hause, nein! Weg von hier, hinaus wollte sie.

Sie bat den Alten, sie mit dem Kinde in den Garten zu tragen. Wie kann solches ein alter, schwacher, erregter Mann vollbringen! Aber der Alte ist gefasst. Er geht fort. Er kommt sofort wieder. Bei ihm ist ein junger Bub, ein herzlich junger Bub. Und die beiden, der Alte und der Junge, sie tragen die zu Tod ermattete Frau in den Garten. Auf einen Teppich ins grüne Gras legen sie sie. Da ist ihr wohl. Hier

an der grossen stillen Mutter Erde, die selbst schon so viel Leid erlebt hat, an der grossen stillen elsässischen Mutter Erde! Hier will sie sterben, ihr Kindchen im Arme.

O wie gerne hätte sie es ihrem Manne in die Arme gelegt. Was alles dachte sie sich aus, damals, ja damals! Man denke sich das Bild: Ein Garten voller Bäume. Die Früchte reifen. Eine gleissende Sonne steht am Himmel und brennt durch das Blätterdach, darunter gebettet im kühlen Rasen die Frau. Neben ihr kniet ein alter unbekannter Mann. Und ein Junge steht am Gartenzaun und späht und horcht in die Ferne. Dieweilen schiessen die flüchtenden Franzosen Granaten ins Dorf. Das kracht ringsum, als wäre der Jüngste Tag los. Aber plötzlich sagt der Alte mit heller, vor innerer Erregung gebrochener Stimme: »Die Maschinengewehre der Deutschen machen anders: da, das ist eines. Sie müssen ganz nahe sein!«

Die Frau sinkt in eine Ohnmacht. Das Tosen der Schlacht kommt näher. Scharf hacken die Gewehre und peitschen die Schüsse auf. Kugeln schwirren vorüber. Das mütterliche Weib merkt von alledem nichts mehr. Ist sie tot? Nein, sie kommt wieder zu sich, zieht angstvoll ihr Kind an die Brust. Der Bub am Gatter ruft: »Dort drüben, Aetti!« Der Alte reckt sich hoch. Die Frau wird von Angst und Fieberschauern geschüttelt.

Da tritt ein deutscher Soldat herein. Den Stahlhelm hat er auf, das Gewehr ruhig in solchem Geschehen. »Die ersten Zivilisten!« ruft er beinahe freudig zurück. Da sieht er die Frau am Boden. Freilich, solches erregt ihn. Er erkennt die unsäglich traurige Lage dieser Leute. Die Frau sieht ihn mit beinahe verstörten Augen an. Er beugt sich nieder und liebkost das Kind, fährt mit seiner rauhen Hand über das neugeborene, zarte Geschöpf. Er steht dann rasch auf, fragt den Alten nach einem Weg und geht. Man hört ihn hinter dem Hause nach dem Sanitäter rufen. Aber die Schlacht entfernt sich. Und dann kam die Hilfe. »Und so lebe ich«, sagte zu mir die Frau. »Und uns hatten die Franzosen vorgeredet, die Deutschen würden uns umbringen. O Gott, ich bin 1916 geboren! — Die alten Soldaten haben immer vor der französischen Lügenhaftigkeit gewarnt. Und da ist nun das Kind!« Und sie beugt sich über die geheiligte Wiege und dann sagt sie ganz leise: »Ich habe nun für Deutschland einen Knaben geboren!«



Die ersten Schneeglöckchen

Vorfrühling

Die Meise hat vorthin ihr erstes Lied gesungen.
So, wie ein helles Glockenspiel hat es geklungen:
//S'wird hell, s'wird hell!//
So klang das Glöcklein schnell.
Ist's bis zu dir gedrungen?

Und unten im Garten, unterm Schnee
Ist ein Schneeglöcklein munter geworden.
Es läutet mit der Meise gar fein
Den Winter hinaus und den Frühling herein,
Trotz Kälte und Winden aus Norden.

Anna Hüls

AM

Strassburg sehen und — sterben

Das grosse Erlebnis eines armen Mannes / Von Karl May

Unweit des weltberühmten Hansjakobstädtchens Haslach im Kinzigtal liegt das schöne Bergdörflein Fischerbach. Jahr aus jahrein von Fremden viel besucht, steht auf seiner Gemarkung Grossdeutschlands kleinste Stadt, die Karfunkelstadt. Es ist, um mit dem Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob zu reden, »die Stadt mit dem glänzendsten Namen aller Städte auf deutscher Erde«.

Fürwahr, die Karfunkelstadt ist des Reiches kleinste Stadt. In einem einsamen Waldtälchen liegen drei kleine Häuslein, einstmals ganz aus Holz und mit Stroh bedeckt. Ihre Bewohner nähren sich von etwas Ackerbau und arbeiten die meiste Zeit im Walde. Der Wald gibt ihnen Arbeit,

der Wald gibt ihnen Verdienst, und somit auch das tägliche Brot.

Ehedem aber trieben die Karfunkelstädter noch ein poesievolles Gewerbe. Sie schliffen und bohrten Granaten. Granaten? Jawohl, Granaten! Unternehmer führten aus Böhmen Granaten, Edelsteine, ein. Diese wurden in den Häusern der Leute gebohrt und geschliffen und dann zu Halsketten verarbeitet. Mit nicht geringem Stolze trägt heute noch jede Bäuerin zum Festtagsstaat ihr Halsnister, ihre Halskette, aus roten Granaten.

Die Bewohner der drei kleinen Häuslein verdienen auf diese Weise noch ein Stück Geld zu ihrem kargen Lebensunterhalt und erwarben dadurch ihren Häuslein auch



Die Karfunkelstadt

(Zeichnung: Faust.)

den zaubrischen Namen Karfunkelstadt. Denn »Karfunkelsteine« oder Karfunkel nannte das Volk die dunkelroten Edelsteine aus Böhmen.

In einer der drei Strohbürgen wohnten um die Zeit vor 100 Jahren die drei Brüder Philipp, Theodor und Andreas Armbruster. Der Philipp war Landwirt und Holzmacher, der Theodor Korber und Stadtmetzger — er metzgete schwarz, allerdings nur Hunde und Katzen — und Andreas war Schneidermeister mit dem klingenden Titel Stadtschneider. Der Philipp meinte, »die Karfunkelstadt ist die ärmste und kleinste Stadt auf der Welt. Da wohnen luter krippliche Litt voll übel Zitt«, also kleine Leute, welche schwer ihr Brot verdienen müssen. Und der Stadtkorber war der Ansicht, es sei ein Spott, »dass drei so kleine Hüsle mit armen Liten Karfunkelstadt heissen«.

Ja, an Spott hat es nicht gefehlt. Der Vogelsbur, dessen Hof in der Nähe der Karfunkelstadt liegt, sagte: »D' Karfunkelstadt ist vornen und hinten nit fest; d'Karfunkelstadt ist nur ein Bettel-nest.«

Doch die drei Mannen verdienten, wenn auch schwer, doch ehrlich ihr täglich Brot. Der Korber blieb ledig, die zwei andern verheirateten sich. Sieben Kinder nannte der Philipp sein eigen und auch die Ehe des Stadtschneiders Andreas war reich mit Kindern gesegnet. Sie fanden in der Strohbürg kaum Platz und mussten daher bald des Vaters Burg verlassen. Sie mussten in die Fremde und dort ihr Brot suchen und finden.

Eine Tochter des Stadtschneiders kam bis nach Strassburg, arbeitete als Magd, um sich schliesslich dort zu verheiraten. Mit Staunen vernahm der alte Karfunkelstädter eines Tages diese Nachricht. In Strassburg, seine Tochter in Strassburg? Das konnte sein Herz kaum fassen. Denn Strassburg, das war ihm die Stadt der Städte, nein, das war ihm die grosse Welt! Schon oft hatte er von der Höhe ob seiner Behausung seine Augen in die Ferne schweifen lassen, über tannengrüne Berge, über das Silberband des Rheines, hinein ins schöne Elsass, zu den blauen Höhen des Wasgenwaldes, zum Münster-turm am Horizont. Mächtig packte die Sehnsucht zur wunderschönen Stadt das Herz des kleinen Männleins. Sollte sich nun vielleicht sein Sehnen erfüllen? Sollte er nun endlich die Stadt schauen, nach der er so oft von Bergeshöhe gesehen, nach der er im Herzen verlangt,

von der er so oft in stillen Stunden geträumt? Sollte ihm dies namenlose Glück endlich nach Jahrzehnten bitteren Wartens doch noch zuteil werden?

Ofters denn je stieg der kleine Mann auf die Höhe und schaute und schaute den Münster-turm der alten Stadt. Strassburg ging ihm nicht mehr aus dem Sinn, besonders seit er seine Tochter dort wusste. Nun stand er im siebenundfünfzigsten Lebensjahre. Lange genug hatte er vergebens auf den grossen Tag gewartet. Sein Herz war trotz allen Wartens voll Hoffnung und seine Hoffnung sollte nicht zuschanden werden.

Eines Tages kam von der Tochter eine Einladung zum Besuch der wunderschönen Stadt. Jetzt schlug das Herz des Männleins höher, jetzt schien die Sehnsucht ihrer Erfüllung nahe. Da gab's kein langes Besinnen. Der Stadtschneider dachte: Jetzt oder nie! und packte entschlossen den Reisesack. »Nach Strassburg, nach Strassburg?« so fragten die Bewohner der kleinen Stadt. Das konnten und konnten sie nicht fassen, dass einer der Ihrigen dorthin kommen sollte. Das war für sie, die noch nie weiter denn Haslach und Hausach gekommen waren, eine weite Reise, eine Reise in ein unbekanntes Land. Sie zagten und rieten Freund Andreas ab. Doch der blieb standhaft. Jetzt, da ihm das Ziel seines Lebens so nah, jetzt sollte er zögern? Nie und nimmermehr!

Und so trat der kleine Andreas die Reise an. Die guten Wünsche aller Karfunkelstädter begleiteten ihn. Es ging kinzigabwärts, die Berge der Heimat verliessen ihn, und er rückte ein in die alte Stadt. Der grosse Tag seines Lebens war da. Beim Anblick der schönen Stadt, da konnte er nur stammelnd sagen: »O Strassburg, o Strassburg, du wunderschöne Stadt!«

Unter Führung der Tochter schritt der kleine Karfunkelstädter durch die Gassen und Gässlein der Stadt. Er freute sich an ihrem Leben und Treiben, er kam aus dem Staunen nicht heraus. Das also war die schöne Stadt, nach der er so oft geschaut, nach der er sich oft und oft gesehnt. Vom Münster-turm blickte er über das Häusermeer, von dort ging sein Blick nach Osten zu den Bergen seiner Heimat. Wenn es dem kleinen Mann in der grossen Stadt auch gut gefiel, das Heimweh beschlich ihn doch leise, wenn auch vertraute Worte an sein Ohr klangen.

Die Tage gingen im Schauen und Staunen und immer wieder sprach des Männleins Mund: »O Strassburg, o Strassburg, du wunderschöne Stadt!«

Dann aber zog es Freund Andreas mit Macht nach Hause. Er wollte heim in die Strohburg seiner Väter. Doch diese Sehnsucht sollte sich nicht erfüllen. Das grosse Erlebnis war zu viel für das Herz des kleinen Mannes. Der Stadtschneider legte sich hin zum Sterben. Der Traum seines Lebens hatte sich erfüllt, und nun konnte er getrost scheiden. Im Fieberwahn grüsste er die Karfunkelstadt, die Strohburg seiner Ahnen. Dann aber brach sein Auge und man bettete ihn in Strassburgs Erde. In der Stadt, nach der er sich zeitlebens gesehnt, fand er seine letzte Ruhe.

Von ferne blickten die Berge der Heimat und der Abendwind trug ihm ihren letzten Gruss zu.



(Zeichnung: Luc. Huber.)

»Er schritt durch die Gassen und Gässlein Strassburgs.«

Das Rosendorf

Erzählung von Alfred Huggenberger

Irgendwo in unserm schönen Bauernländchen steht ein kleiner Waldberg, man heisst ihn nur den Eibenruck. Auf der Karte haben sie ihm zwar einen neuen, besser klingenden Namen gegeben, aber für mein Geschichtlein tut's der alte ganz gut.

Von dem Tannenrücken des Berges und aus manchem feuchten Sattel kommen durch tief ausgefressene Töbler allerlei Wasserlein herab und machen zusammen einen Bach, der gleich von allem Anfang an meint, er sei etwas und müsse sich gegen Aufgang wenden. Aber nicht auf dem geraden Weg, das wär' ihm zu

langweilig, er will gern seinen Eigensinn durchsetzen und unbekümmert um die ganze Welt seinen kleinen Unarten leben. Ganz besonders ist er darauf eingerichtet, die Wurzelstöcke der alten Eschen und der Erlengebüsche im Vorbeigehen zu unterspülen, die ihm aber gleichwohl nicht feind sein können und alle seine tollen Streiche mit fast ängstlicher Sorge verhehlen und in ihr Liebsein förmlich einhüllen. Die munteren Forellen hat er zu seinen besonderen Schützlingen erwählt; jahraus, jahrein, bei Tag und bei Nacht ist er mit gleichem Eifer dabei, ihnen hinter Steingeschiebe und Wurzel-